

FRIEDRICH BECK/LORENZ FRIEDRICH BECK, Die lateinische Schrift. Schriftzeugnisse aus dem deutschen Sprachgebiet vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2007. – XII, 675 S., 16 Tafeln, 265 Abb. (ISBN: 978-3-412-12506-6, Preis: 59,90 €).

Der hier vorzustellende Band hat eine doppelte Zielsetzung: Es ging den Autoren einerseits darum, angesichts des Rückgangs hilfswissenschaftlicher Ausbildung an den Universitäten ein Lehrbuch zu schaffen, das auch zum Selbststudium geeignet ist. Mit dieser Ausrichtung soll das Werk über den engeren Kreis der Geschichtswissenschaft hinaus jedem nutzen, der mit handgeschriebener Überlieferung in Archiven und Bibliotheken zu tun hat. Andererseits wollten Friedrich Beck und Lorenz Friedrich Beck gleichzeitig eine aktuelle Gesamtdarstellung der Schriftentwicklung in Deutschland vom frühen Mittelalter bis in die neueste Zeit vorlegen, nicht zuletzt, um eine empfindliche Lücke in der paläografischen Handbuchliteratur zu schließen, die bisher eine deutliche Konzentration auf mittelalterliche Buchschriften aufweist, die Schriftentwicklung seit der frühen Neuzeit aber ebenso vernachlässigt hat wie den Bereich der Geschäfts- und Individualschriften.

Der Aufbau des Buches ist klar und nüchtern und entspricht diesem Anliegen. Die ersten beiden Teile A und B enthalten die handbuchartige paläografische Darstellung. Teil A („Schreibmaterialien“, S. 11-24) befasst sich mit den materiellen Aspekten des Schreibens, also mit Schriftträgern, Schreibgeräten und Schreibstoffen. Teil B stellt auf S. 27-107 die „Geschichte der lateinischen Schrift“ dar. Den bei Weitem größten Umfang hat Teil C (S. 111-655), der 265 Abbildungen und Transkriptionen von Schriftzeugnissen aus dem deutschen Sprachraum bietet. Eine umfangreiche und aktuelle Bibliografie (S. 657-675) erschließt dem Benutzer die paläografische Spezialliteratur.

Man muss dieses Werk an seinem Anspruch messen. Mit der Absicht, gleichzeitig ein Lehrbuch und ein Handbuch vorlegen zu wollen, haben die Autoren die Latte in didaktischer Hinsicht freilich hoch gelegt, vielleicht zu hoch, denn diese doppelte Zielsetzung beinhaltet durchaus gegensätzliche Anforderungen. Als Handbuch ist der Band gelungen. Die Verfasser schildern detailliert die Entwicklung der Schrift in Buchstabenformen und Duktus, wobei sie die Darstellung zwar zunächst nach den Großepochen der Entwicklungsgeschichte der lateinischen Schrift gliedern, innerhalb der Grundtypen der jeweiligen Epoche dann jedoch weiter nach dem Anwendungsbereich (Buchschrift, Urkundenschrift, Geschäfts- und Individualschrift) unterscheiden. Dieser Aufbau ist überzeugend und nur folgerichtig, denn es ist der Zweck des Schreibens, der damit als das wesentlich prägende Element der Formengeschichte aufgefasst wird und aus dem die Autoren etwa auch den seit dem Mittelalter ständig wachsenden Grad der Kursivität der geschriebenen Schrift erklären. Indem sie die Schriftgeschichte damit – in freilich knappen Zügen – konsequent in den Kontext der Geschichte der Schriftlichkeit stellen und daraus erklären, relativieren die Autoren auch deutlich die traditionell stark betonte, quasi kunsthistorische Erklärung der Schriftentwicklung aus der Geschichte des Stilempfindens und den Einflüssen sich wandelnder ästhetischer Präferenzen – eine Auffassung, die hier als These ausdrücklich zur Diskussion gestellt wird (S. 8), die nicht von der Hand zu weisen ist, die freilich auch deutlich den wissenschaftlichen Schwerpunkt der Autoren im Bereich der archivalischen Überlieferung verrät. Denn so wichtig und richtig es ist, Funktion und Gebrauch der Schrift als einen Hauptfaktor der Schriftgeschichte zugrunde zu legen – gerade im Bereich der kalligrafischen Buchschriften dürfte ein ausgeprägter Einfluss der ästhetischen Komponente schwer zu leugnen sein. Den Übergang von der romanischen zur gotischen Schrift wird man ebenso wenig rein pragmatisch erklären können wie die Beharrungskraft der kalligrafischen Textura, die für repräsentative Zwecke vom 14. bis zum 16. Jahrhundert in fast unveränderter Form verwendet wurde.

Der Blick auf die Buchschrift ist überhaupt etwas undifferenziert, und so spiegelt sich der deutliche Akzent auf Gebrauchsschriften aus archivalischer Überlieferung auch in der verwendeten Terminologie wieder. Die in der Kodikologie übliche Kennzeichnung verschiedener kalligrafischer Niveaus der gotischen Buchschrift durch die Begriffe gotische Kursive – Textualis – Textura¹ wird übergangen, die Begriffe werden gelegentlich in m. E. unüblicher Weise verwendet. So schildern die Autoren etwa die Textura als Phänomen ausschließlich des 15. und 16. Jahrhunderts und deuten sie als Endpunkt der Entwicklung der „gotischen Minuskel“ (S. 39 f.), ein Terminus, der in wenig glücklicher Weise auf Buch- und Urkundenschriften beschränkt und der „gotischen Kursive“ gegenübergestellt wird. Freilich ist die Terminologie der Paläografie in der Tat insgesamt nicht sehr einheitlich. Dieses Problem wird allerdings leider nicht einmal erwähnt, geschweige denn diskutiert. Mag sein, dass man darauf verzichtet hat, um den Einsteiger nicht zu verwirren. Dem Handbuch fehlt so aber doch eine Metaebene. Auch als historische Hilfswissenschaft mit ihren Methoden, Aufgaben und Möglichkeiten wird die Paläografie hier nicht explizit thematisiert und reflektiert, wengleich dies natürlich ständig implizit anklingt und vorausgesetzt wird. Und schließlich wird jeder, der das Werk als weiterführendes Nachschlagewerk benutzen möchte, um in speziellere Erscheinungen der Schriftgeschichte einzusteigen, bedauern, dass man auf einen Anmerkungs- und Belegapparat völlig verzichtet hat, so dass sich weiterführende Literatur leider nur über die zweifellos sehr nützliche Bibliografie, nicht jedoch direkt vom im Text behandelten Aspekt her erschließen lässt. Vielleicht ist dies der von Handbuchautoren ja immer wieder geäußerten Hoffnung geschuldet, dass dieser Verzicht auf einen Fußnotenapparat die Lesbarkeit des Textes verbessere, ein Argument, das der Rezensent – abgesehen davon, dass man die Nachweise auch in Form von Endnoten bringen könnte – noch nie verstanden hat.

Im Wesentlichen als Handbuch gestaltet und als solches – trotz der angeführten Einwände – zweifellos brauchbar, lässt „Die „Lateinische Schrift“ aber gerade als Lehrbuch, das auch Anfängern verständlich sein sollte, einiges vermissen. Besonders fällt ins Gewicht, dass eine Einführung in die Terminologie der Schriftbeschreibung fehlt. Was mit einfacher und doppelter Brechung von Bögen und Schäften, mit Haar- und Grundstrich, mit Bogenverbindung und Ligatur usw. gemeint ist, weiß zwar der Kenner. Dem Neuling erschwert es das Verständnis der Darstellung, wenn dies weder ausdrücklich verbal erklärt, noch durch einen eindeutigen Verweis auf eine Abbildung erläutert wird. Denn auch der regelmäßige Hinweis auf entsprechende Schriftstücke im Abbildungsteil kann diesen Mangel nur teilweise kompensieren, weil – abgesehen davon, dass für ein detailliertes Nachvollziehen ständiges Blättern erforderlich wäre – eben nur allgemein auf eine entsprechende Abbildung, nicht aber auf die konkret gemeinte Erscheinung verwiesen wird. Für den Anfänger hilfreicher, freilich wohl auch weit aufwändiger wäre es gewesen, wenn die jeweils gemeinte Erscheinung durch eine konkrete Detailabbildung im darstellenden Teil veranschaulicht worden wäre. So kann man sich zwar ungefähr vorstellen, was ein „offenes bzw. liegendes a und d“ sein soll (S. 33), relativ archaische Formen, die die karolingische Minuskel im 9. Jahrhundert noch aufweist – ein Lehrbuch sollte seinen Benutzer aber möglichst nicht im Ungewissen darüber lassen, ob hier das „d“ der Unziale mit von links oben nach rechts unten geführtem Diagonalschaft und das aus der römischen Kursive stammende, aus zwei Bögen wie cc zusammengesetzte „a“ gemeint ist – zumal zumindest letztere Form

¹ Vgl. dazu etwa die Begrifflichkeit in der vorzüglichen Darstellung von KARIN SCHNEIDER, Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung, Tübingen 1999.

in der Abbildung Nr. 12, die diese Merkmale dem allgemeinen Hinweis zufolge illustrieren soll, nicht auftritt. Zwischen widersprüchlichen Anforderungen oszillierend, lässt Teil B damit aufs Ganze gesehen leider doch etwas die Konsequenz vermissen, vor allem ist er nicht konsequent als Lehrbuch gestaltet.

Für die praktische Ausbildung der Lesefähigkeit dienen aber in erster Linie die meist sehr guten, manchmal jedoch zu kleinformatigen oder etwas unscharfen Abbildungen des Tafelteils C, die für ein paläografisches Selbststudium insgesamt gut geeignet sind. Die Beispiele umfassen das gesamte Spektrum der Schriftgeschichte im deutschsprachigen Raum, von den Schriften der römischen Spätantike, über die karolingische Minuskel und die gotischen Schriften bis hin zur neuzeitlichen Doppelentwicklung von Kurrente und Antiqua, zum Normalschrifterlass von 1941 und zur modernen Schulausgangsschrift. Sie decken dabei mit einer großen Vielfalt von Quellenarten auch das gesamte Spektrum der Schriftenanwendung und der Ausführungsgrade (Konzeptschrift, Reinschrift, Schönschrift) ab, der Kaufvertrag in spätrömischer Kursive auf Papyrus ist ebenso vertreten wie das frühmittelalterliche Urbar, die hochmittelalterliche Urkunde, Stadtbücher und Briefe des späten Mittelalters, Universitätsmatrikeln, Amtsbücher, Akten in Konzept und Reinschrift und vor allem der breite Bereich der Individualschriften der Neuzeit. Selbst die Entwicklung der Buchschrift der Neuzeit, die sich ja im Wesentlichen im Druck vollzogen hat, wird mit einigen typografischen Beispielen illustriert. Allerdings findet sich auch hier der schon erwähnte, deutliche Schwerpunkt auf pragmatischer Schriftlichkeit aus dem Bereich archivalischer Überlieferung.

Die überwiegend aus mitteldeutschen Archiven stammenden Textzeugen sind gut und attraktiv ausgewählt. Sie bieten so manches historisch prominente, interessante oder auch nur kuriose Stück, darunter die Merseburger Zaubersprüche (Nr. 13), die in den letzten Jahren vielzitierte Urkunde aus dem Jahre 1206, mit der Markgraf Dietrich der Bedrängte von Meißen den Pesterwitzer Burgstreit beilegte (Nr. 24), das Schreiben mit dem Johannes Eck Martin Luther zur Leipziger Disputation einlud (Nr. 249), Luthers Notizen für seine Stellungnahme im ersten Verhör vor dem Wormser Reichstag (Nr. 73b), das Gnadengesuch des Kronprinzen Friedrich von Preußen, später euphemistisch „der Große“ genannt, an seinen Vater König Friedrich Wilhelm nach seinem Fluchtversuch 1731 (Nr. 173), den Magistereid Friedrich Schillers (Nr. 257) sowie einen Brief, mit dem die Ehefrau Albert Einsteins dessen Vergesslichkeit beklagt (Nr. 262: „Wie gut, dass der Kopf meines Mannes fest angewachsen ist; er hätte ihn sonst sicherlich auch in Leipzig liegen lassen“). Desweiteren findet man Autographe von Nicolaus Cusanus (Nr. 71b), Philipp Melanchthon (Nr. 75, 254), Erasmus von Rotterdam (Nr. 252), Albrecht Dürer (Nr. 74), Kurfürst August von Sachsen (Nr. 145), Heinrich Schütz (Nr. 256), Albrecht von Wallenstein (Nr. 169), Maria Theresia (Nr. 174), Johann Wolfgang von Goethe (Nr. 197, Nr. 246), Karl Marx (Nr. 200), Alexander von Humboldt (Nr. 258), Otto von Bismarck (Nr. 203), Albert Einstein (Nr. 261) – all dies willkürliche Aufzählungen, die sich beliebig um weitere prominente Namen und Beispiele verlängern ließen.

Gewöhnen kann man sich daran, dass die Tafeln nicht streng chronologisch angeordnet sind, sondern der Gliederung von Teil B folgen, also zunächst nach Schriftepochen gegliedert sind, dann aber innerhalb einer Epoche nach dem Schriftzweck, also nach Buchschriften, Urkundenschriften sowie Geschäfts- und Individualschriften. In der jüngsten Epoche der Schriftgeschichte (16.–20. Jahrhundert) ergibt sich durch den Schriftdualismus von Fraktur/Kurrente und Antiqua ein zusätzlicher Bruch in der Chronologie der Schriftbeispiele. Dies ist, wie gesagt, etwas gewöhnungsbedürftig, erleichtert aber den gezielten Zugriff auf Anschauungsmaterial und das Verständnis der dichten Ausführungen des in gleicher Weise gegliederten Teiles B.

Ärgerlich ist allerdings gerade für ein Werk mit didaktischem Anspruch, dass die Transkriptionen nicht durchweg fehlerfrei sind. Dies mag zum Teil als Druckfehler zu deuten sein. Gerade bei – zugegebenermaßen sowohl paläografisch wie philologisch relativ anspruchsvollen – lateinischen Texten aus der Reformationszeit ist es aber erkennbar auch auf Verlesungen und Unsicherheiten im Textverständnis zurückzuführen.

Der Rezensent hat nach solchen Fehlern nicht gesucht. Dass die eine oder andere Lesung nicht stimmen kann, war aber bei der Lektüre der transkribierten Texte nicht zu übersehen. So muss es in der Transkription zu Abbildung 249 (S. 622 f.), dem Schreiben, mit dem Johannes (im Kopfregeft falsch: „Leonhard“) Eck im Februar des Jahres 1519 Martin Luther zur Leipziger Disputation einlud, statt ungrammatisch *quare conuenit et te illus venire* heißen *illuc venire*. Thomas Müntzer erwähnt in einem Brief an Martin Luther (Abb. 250, S. 624 f.) nicht *has laviias hypocritarum*, sondern *laruas hypocritarum*. In einem weiteren Schreiben, diesmal an Andreas Karlstadt (Abb. 251, S. 626 f.), empfiehlt Müntzer dem Adressaten seinen Abgesandten Nikolaus nicht mit den Worten *Credo huic homini*, sondern formuliert im Imperativ: *Crede huic homini*. In Melanchthons autografer Auslegung des Römerbriefes aus dem Jahre 1541 (Nr. 254, S. 632 f.) ist zu lesen *regula tenenda est*, nicht *tenendo*. In einem Brief aus dem Jahre 1528, mit dem Erasmus von Rotterdam gegenüber dem kursächsischen Kanzler Simon Pistoris nicht etwa – wie es im Regest heißt – seine Haltung zur Luthersache erläutert, sondern vor allem seine eigenen Lehren gegen Angriffe verteidigt (Nr. 252, S. 628 f.), fordert Erasmus den Kanzler auf: *Vellem indicares mihi que sint illa dogmata mea pugnancia cum priscis orthodoxorum dogmatibus*, und schreibt nicht *iudicanes* (!) und *sim*, inhaltlich völlig sinnlose Verlesungen, z. T. in Wörter, die es im Lateinischen gar nicht gibt. Und noch eine weitere Passage dieses Textes ist durch die Transkription bis zur Unverständlichkeit entstellt. Erasmus beklagt die Missachtung seiner Mahnungen mit den Worten: *In exortu h[uius] mali non audiebar bene monens. Nec in progressu sum auditus iterum admonens. Nunc audio quosdam moliri seniora consilia* usw., es heisst nicht – wie in der Transkription – *h[os]*, *audiebant*, *mouens* sowie *ad mouens* (sic!). All diese Lesarten sind übrigens keine Konjekturen aus rein sprachlichen Gründen, sondern ergeben sich eindeutig auch aus den Schreibungen der abgebildeten Originale.

Weitere Irrtümer bei Transkription, Interpunktion und auch der Auflösung von Abkürzungen sollen hier unerwähnt bleiben, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass sie sich offenbar auf lateinische Briefe des 15. und 16. Jahrhunderts konzentrieren, und mit einigem Zweifel darüber, ob dies tatsächlich den Autoren anzurechnen sein kann, die ja durch ihre einschlägige Lehr- und Publikationstätigkeit³ bestens ausgewiesen

² In der Vorlage in ganz üblicher Weise mit *h⁹* abgekürzt.

³ Dies gilt besonders für Friedrich Beck, der jahrzehntelang Leiter des Brandenburgischen Landeshauptarchivs in Potsdam und Dozent und Honorarprofessor für Paläographie der Humboldt-Universität Berlin (Institut für Archivwissenschaft) war. An einschlägigen Veröffentlichungen zur Paläografie sei hingewiesen auf: FRIEDRICH BECK/MANFRED UNGER, „... mit Brief und Siegel“. Dokumente aus Archiven der DDR, Leipzig 1979; FRIEDRICH BECK, Schrift, in: Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, hrsg. von dems./Eckart Henning, Köln/Weimar/Wien 42004, S. 179-230, sowie Friedrich Becks Studien über die Herausbildung der gotischen Kursive, der deutschen Schreibschrift und persönliche Schriften im Umfeld der Reformation, die im Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus erschienen sind: Bd. 2 (1978), S. 101-118; Bd. 7 (1983), S. 265-289; Bd. 13 (1989), S. 89-131. Friedrich Becks Sohn Lorenz Friedrich Beck unterrichtete Paläographie an der Archivschule Marburg.

sind. Unglücklich wirken diese Fehler besonders im Kontrast zu der an Pedanterie grenzenden Genauigkeit, mit der ansonsten im Apparat der Transkriptionen buchstaben genau jede eventuell als Ligatur zu deutende Bogenverbindung und jede Formenvariante angezeigt wird, die dem jeweiligen Schrifttyp nicht völlig entspricht.

Allerdings wäre es kleinlich und ungerecht, den Wert des Buches nur am Ausmaß seiner Mängel zu messen. Denn „Die lateinische Schrift“ ist in der Tat eine „Herkulesarbeit“⁴ und angesichts dessen, was das Werk für die Praxis positiv leistet, handelt es sich um letztlich doch marginale Schönheitsfehler, die eine eventuelle Neuauflage gleichwohl möglichst beheben sollte. Und Neuauflagen sind der Arbeit – ungeachtet, oder vielleicht auch gerade wegen der einen oder anderen Schwäche im Detail – zu wünschen. Zwar muss die Zeit erweisen, ob das Buch ein Standardwerk werden kann. Doch steht dem wohl nur der hohe Preis (59,90 €) entgegen. Denn trotz der angesprochenen Unzulänglichkeiten, kann „Die Lateinische Schrift“ im Ganzen durchaus überzeugen, vor allem mit der hier erschlossenen plastischen Fülle und Vielfalt von oft auch historisch prominenten und interessanten Zeugnissen aus der ihrem Ende entgegen gehenden Epoche des manuellen Schreibens. Als Handbuch ist das Werk willkommen, weil es mit seiner Gesamtdarstellung deutscher Schriftgeschichte von den Anfängen bis zur Zeitgeschichte eine Lücke füllt und gerade die Schriftgeschichte der Neuzeit hier von berufener Hand im Zusammenhang dargestellt wird. Als Lehrbuch taugt es freilich nur mit Einschränkungen und wird den direkten akademischen Unterricht durch ausgewiesene Spezialisten nicht ersetzen können. Die praktische Fähigkeit des Lesens alter Schriften lässt sich mit dem gelungenen Abbildungsteil sicher sehr gut trainieren. Die in den Transkriptionen gelegentlich auftretenden Fehler können – pragmatisch gesehen – den Übungseffekt eher noch vertiefen und dabei helfen, die erforderliche Sorgfalt und Kritikfähigkeit zu entwickeln. Jene profunde, auch theoretisch reflektierte Kenntnis einzelner Etappen der Schriftgeschichte aber, die über das bloße Lesenkönnen hinausgeht und etwa für hilfswissenschaftliche Fragestellungen nach Datierung, räumlicher Zuordnung, Händescheidung und -identifizierung erforderlich wäre, dürfte sich damit nur schwer erlangen lassen, auch deswegen, weil das Werk letztlich weder konsequent als weiterführendes Nachschlagewerk, noch als Lehrbuch gestaltet ist.

Doch wäre dies auch zugegebenermaßen viel, wahrscheinlich zu viel verlangt. Der Rezensent kennt kein Lehrbuch oder Handbuch der Paläografie, dem dies ohne Einschränkungen gelungen wäre. Und so ist aufgrund dessen, was „Die lateinische Schrift“ bietet, durchaus zu erwarten, dass über kurz oder lang neben Klassiker wie den „von Brandt“ und den „Boshof-Düwell-Klofft“, den „Steffens“ und den „Bischoff“ ein „Beck-Beck“ treten wird. Ein umfassendes Kompendium der Paläografie aber – die paläografische eierlegende Wollmilchsau gewissermaßen – bleibt noch zu schreiben.

Leipzig

Marek Wejwoda

Der Jakobuskult in Sachsen, hrsg. von KLAUS HERBERS/ENNO BÜNZ (Jakobus-Studien, Bd. 17), Gunter Narr Verlag, Tübingen 2007. – 340 S. (ISBN: 978-3-8233-6332-3, Preis: 42,00 €).

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und eine Tagung sowie ein daraus resultierender Tagungsband noch keine Konjunktur; aber zumindest ist die lange vernachläss-

⁴ So Eckart Henning im Vorwort des Bandes, S. XII.